

Aus einer anderen Welt.

Von Max Schönan.

Er war „Damenimitator“ und hieß Giannino Polcinetti. Aber trotz seines streng italienischen Namens war er ein echtes Wiener Kind und sprach das Deutsche mit jener lebenswichtigen Unerschrockenheit, die nur in der Provinz zu Hause ist. In Wien war er groß geworden, dort hatte er zwei seiner Schwestern auf's „Brett“ bringen lassen und dort hatte ein Im-pretario eines schönen Tages auch Giannino's wunderhübschen, hohen Sopran entdeckt. Ein junger Mann, der mit achtzehn noch Sopran singen konnte, das war ein Fund, den sich ein Spezialitätenagent natürlich nicht entgehen lassen durfte! Unverzüglich wurde Giannino zu einem Gesangsmeister gebracht und binnen Jahresfrist war er soweit zurückgekehrt, daß er öffentlich auftreten konnte. Er gefiel außerordentlich, sehr rasch war er einer der bestbezahlten Künstler und der größten Spezialitätenbühnen machten sich ein Vergnügen daraus, ihn zu engagieren.

Wenn Giannino als Bebe, als Wiener Walschermaler oder im langen, detolletirten Schleppe über die Wampe trat, sah er in der That allerliebst aus. Das barocke Gesicht mit den blauen Augen und der etwas breiten Stumpfnase, die zierliche Gestalt, sein Gang und seine Bewegungen, Alles trug ein durchaus weibliches Gepräge und an Kraft und Wohlklang konnte er mit mancher Bühnensängerin wetteifern. Giannino hatte daher eigentlich alle Ursa-chen, vollkommen glücklich zu sein. Er verdiente so viel Geld, daß er nicht nur bequämlich, sondern auch für seinen alten Vater in ausgiebigster Weise sorgen konnte, sein Beruf machte ihm Freude und die Zeitungen lobten ihn, wozu er auch kam. Und doch nagte ein geheimer Kummer an seinem Herzen. Trotz des weiblichen Gepräges und trotz seines Sopran war Giannino ein echter und rechter Mann, aber er durfte es sich niemals merken lassen. Ein berühmter Arzt, den Giannino auf den Wunsch seines Gesangsmeisters vor-herzuleiten konnt, hatte er-klärt, er würde seinen Sopran bis in's höchste Alter behalten, nur müßte ihm die Ehe für immer ein verbotenes Paradies bleiben, er dürfe niemals heiraten.

Anfangs hatte dies Verbot den Giannino herzlich wenig genirt. Er ging ganz in seiner Arbeit auf und all den hübschen Mädchen, denen er auf seinen Kunstfahrten begegnete, gönnte er kaum einen Blick. Da hatte er in Köln eine kleine Chansonette kennen gelernt. Stephy Albert war ihm zunächst recht gleichgültig geblieben, aber die kleine schien sich in ihm verliebt zu haben, jedenfalls hatte sie es in den Kopf gesetzt, den ge-zeierten Damenimitator um jeden Preis zu erobern. Als Giannino's Engage-ment in Köln abgelaufen war, kam er nach Wien, wo er an einem der größten Spezialitätenbühnen auf-treten sollte. Kaum war er zwei Tage dort, so erschien auch Stephy bei ihm. Sie hatte in Köln Knall und Fall ihren Kontrakt gebrochen und war ihm nachgereist. Giannino oder „Gianni“, wie Stephy ihn in Stun-den ganz besonderer Zärtlichkeit nannte, war halb geschmeichelt, halb geküßelt über diese Anhänglichkeit, und gleichgültig begann ich in meinem Herzen ein banges, unruhiges Gefühl zu regen, das der Liebe ähnlich sah wie ein Eid dem anderen.

Ich lernte das eigenartige Paar an einer Loketunde kennen, die auch sonst an Seltsamkeit nichts zu wünschenswerth war. Wir waren unferst acht, die wir Abend für Abend bei einander saßen. Außer mir und noch drei regelmäßigen Stammgästen der kleinen Weintheke gehörten der Giannino mit seiner Stephy, der Albert Mr. Zep, ein waldschöner Engländer aus Landsberg an der Warthe, an und Prinz Litti, der kleine Gesangsbumorist der Welt.“ Den Mittelpunkt unseres fröhlichen Kreises bildete selbstverständlich die Stephy. Sie war ein zierliches Pflänzchen mit ganz merkwürdigen Augen, die bald tief schwarz schimmerten, bald gelb glänzt wie die Augen einer Rabe. In ihrem ganzen Wesen hatte sie über-haupt etwas von einer Wölfin. Die gerade, etwas flache Nase mit dem oft leidenschaftlich vibrierenden Nasenflügel, die etwas zu hohe und gewählte Oberlippe und ihre raschen, unermüdeten und doch graziösen Bewegungen machten die Ähnlichkeit noch vollkommener. Die Lippen leuchteten wie zwei Blutstropfen aus ihrem blauen Ge-richt, dessen Ausdruck in unbedachten Momenten eines Wildes, beinahe Tierisches an sich hatte. Häufig an ihr waren nur die Hände, die in ihrer feierlichen Weise zu der schlanken Gestalt nicht recht passen wollten.

Mir war es bald klar, daß der arme Giannino bis über beide Ohren in die schwarze Stephy verliebt war. Nicht ohne Grund erging es freilich dem Albert Mr. Zep, einem blonden Riesen mit einem wunderbaren, röh-lich schimmernden Schnurrbart. Er trant viel und sprach wenig, aber seine Augen, die denen eines treuen Hundes glichen, blickten unablässig an Stephy und folgten jeder ihrer Bewegungen. Seine breiten Hände, mit denen er einen Ochsen ohne wei-teren Apparat hätte erschlagen kön-

nen, ruhten meist lässig auf dem Tisch, und nur einmal, als Stephy ihren Giannino unermüdet beim Kopf belam und ihm vor unser aller Augen einen zärtlichen Kuß gab, drehte sich Mr. Zep's Hand so fest um sein Wohlweinglas, daß es sofort zerplatzte und der Wein wie Blau- tropfen über den ganzen Tisch spritzte. Stephy wollte sich halb todt lachen über diese Kraftäußerung und Mr. Zep mußte ihr seinen Arm mit dem mächtigen Biceps zeigen. Sie wußte sich vor Bewunderung kaum zu lassen und Mr. Zep wurde dadurch sofort rubiger gestimmt. Ein friedliches Lächeln breitete sich verklärend über seine eben noch so finsternen Züge. Auch Prinz Litti, der Zwerg mit den Zügen eines Kreises und der Stimme eines Lungentranken Papageis, schien für die Reize der schönen Stephy nicht unempfindlich zu sein, wenigstens verbeugte er ganz entzückt die kleinen Augen, wenn sie mit ihrem etwas rauhen Mezzo-Sopran irgend einen Wiener Gassenhauer zum Besten gab oder mit Giannino zusammen ein Duett vortrug, bei dem der Damen-imitator natürlich die Oberstimme sang.

Und die kleine, lustige Stephy wußte allenthalben so geschickt zu la-zi-riren, daß sie seinen drei Verehrer direkt vor den Kopf stieß, in- dem sie jedem hin und wieder ein Hoffnungsfändchen aufblies ließ. Der Weißbrotgärtner blieb freilich Giannino Polcinetti, auf den sie offenbar die ersten Absichten mit allerhöchster Bestimmtheit hatte. Aber auch Prinz Litti wurde zuweilen mit vielstündigem Händedruck beglückt und dem blonden Riesen Mr. Zep warf sie dann und wann — alle Stunden einen Heißkuß voll — einen so warmen, verheißungsvollen Blick zu, daß der gutmüthige Herr- liche bis in die Haarwurzeln erstarrte. Mit diesen kleinen Wandern er-zeigte sie außerdem noch den Zwei- den armen Giannino alle Qualen der Eifersucht fühlen zu lassen.

Wie schmerzlich der Kampf war, der in des Damenimitators liebezer-rißtem Herzen tobte, erfuhr ich eines Abends, als wir alle in Person Fräulein Stephy bis zur Hausthür begleitet hatten und als ich dann noch allein mit ihm in einem stillen Gasse bei einer Melange zusam-mentraf. „Ich liebe die Stephy“, sagte er in seinem weichen Sopran, „ich liebe sie und möchte sie so gerne heiraten, aber ich darf doch nicht. Noch habe ich nicht genug gespart, noch muß ich paar Jahre arbeiten, um für meinen Vater zu sorgen. Meine Stimme ist doch mein Kapital, von dessen Zinsen ich und meine ganze Familie leben soll.“

„Stephy wird warten“, sagte ich ihm zu trösten, aber innerlich glaubte ich selbst nicht daran, denn die wilde Rabe macht mir gar nicht den Ein-druck, als gehörte zu ihren wenigen Tugenden auch die Geduld.

Meine Befürchtungen sollten sich nur zu rasch erfüllen. Schon drei Tage später war Stephy aus Berlin verschwunden und auch Prinz Litti erschien nicht mehr in unserem Kreise. Wie Giannino mir in den folgenden Wochen erzählte, hatte sie Tags zuvor noch einen letzten An-stand auf sein Herz versucht, doch hatte er Kraft genug besessen, ihrem wilden Begehren Stand zu halten. Dann hatte er sie nicht wiederge-sehen und nur einen kurzen Brief hatte sie ihm als letzten Abschiedsgruß hinter-lassen. Der Brief lautete: „Gianni- nerl, Du bist ein altes Weib, und dein Mann! Prinz Litti hat mir ver-prochen, mich zu heiraten. Ich fahre mit ihm nach Kopenhagen. Adieu. Du armes Kreppepaar! Du!“

Mr. Zep, der auch sofort Kenntnis von diesem Brief erhielt, stieß einen schmerzlichen Schrei aus und schwor, er hätte die kleine Stephy unfehlbar ge-erbt, wenn sie nur gewollt hätte. Dann trant er sich einen juchzenden Rauch an und prägelte einen Kellner, der einmal zu lächeln gewagt hatte, halb todt. Giannino aber ging sehr früh nach Hause, um in der Einsamkeit seinem Schmerz über die Verlorenen nachzugeben. Trotzdem hoffe ich, ihm demalst als mehrlachen Familienvater und als tüchtigem Haushälter wieder zu begegnen. Warum die wilde Stephy aber gerade mit Prinz Litti durchge-gangen ist, während sie doch nach dem Riesen Mr. Zep nur den Finger auszustrecken brauchte? Wer weiß es?

Schweiß herab zu bringen. Ein einfaches und leicht zu beschaf-fendes Mittel, um Menschen in Schweiß zu bringen, ist folgendes: Man siedet eine größere Menge Kar-toffeln, füllt sie in Säckchen, bindet letztere zu und legt sie dem Kranken möglichst nahe ins Bett. Je mehr sich die Kartoffeln abkühlen, desto näher werden sie an den Patienten gelegt. Diese Säckchen behalten lange die feuchte Wärme, und ein öfteres Aufdecken des Kranken ist darum, wie beim Auflegen von Wasserumschlägen, nicht erforderlich. Durch Anwendung solch heißer Kar-toffelsäckchen, wird der wohlthunende und gesundheitsfördernde Schweiß in kurzer Zeit eintreten.

Unter Scheleuten. Sie (schmächtig): Wie schnell deine Liebe zu mir verfliegen ist, Franz. Früher haltest du mich zum Wesseln lieb, und heute —

Er (einstimmen): Heute bist du mir eben schon zu abgeknappert!

Des Wetters Strahl.

Ueber oberirdische und unterirdische Wirkungen eines Blitzstrahls hat Professor D. Hoppe in Klautthal unter Untersuchungen angefaßt, die zur Frage der Blitzableiteranlage, wie über die Fernwirkungen atmosphärischer elektrischer Entladungen einen lehrreichen Beitrag liefern. Der Blitzstrahl, um dessen Wirkungen es sich handelt, hatte oberirdisch ein Wohnhaus arg verhehrt und zugleich noch den nahezu 400 Meter unter dem Hause in den Grubenräu- men arbeitenden Bergleuten und deren felsen Erdbörper hindurch heftige Schmerzen bereitet. Trotz der reich- lichen Literatur über Blitzaufschläge ist selten die Naturgeschichte eines Blitzaufschlags in mechanischer, physikalischer und physiologischer Beziehung so ein- zehend erforscht worden.

Im Allgemeinen herrscht die An- sicht vor, die ja auch in der physika- lischen Erzeugung ihrer Stöße findet, daß Gegenstände, die über ihre Um- gebung hervorragen, mehr vom Blitz gefährdet sind, als niedriger liegende. Nach der Statistik der Blitzaufschläge in Gebäuden werden Kirchthürme und mehr noch Windmühlen am häufigsten vom Blitz heimgesucht als Wohngebäude, so daß sich löbliche Gebäude zu lästigen, zu Kirchen und zu Windmühlen ihrer Gefährlich- keit nach verhalten wie 1:2:25:50. In dem von Prof. Hoppe beobach- teten Falle hatte dagegen der Blitz eine holländische Windmühle, die in der ganzen Gegend der höchste Punkt war, verhehrt, obwohl sie viele Eise- ntheile enthielt, aus einer eiserne Wetterfahne auf der dreihundert Fuß hohe, die überdies von dem zu dem Teil aus Eisen hergestellten Flügel noch um mehrere Meter überragt wurde, so daß sie nach der allgemei- nen Anschauung sehr gefährdet er- scheinen mußte.

Trotzdem waren in einem Zeitraum von mehr als hundert Jahren auch alle früheren Windmühlen auf diesem Berge vom Blitze verschont geblieben, viellecht gerade, weil sie ihren Blitza- bleiter hatten, und doch ist die Mühle bei harten Gewittern, die über oder neben ihr hinziehen oder sie gar einschließen, nach Mittheilungen des gegenwärtigen Besitzers oft derart mit Elektrizität geladet, daß einzelne Theile, sobald man ihnen zu nahe kommt, harle Funken geben oder ein eigentümliches Geräusch, „Knat- ten“, vernehmen lassen; auch Glanz- feuer von der Größe eines Manns- kopfes soll sich dann an den hervor- springenden Ecken der Flügel und anderen Theilen der Mühle zeigen.

In dem vorliegenden Fall zog nun auch das Gewitter in voller Thätig- keit an der hochgelegenen, eisenreichen und bei Gewittern oft hart mit Elek- trizität geladenen Windmühle vorbei und leuchtete über ein kleines fast eisenreines Bergmannshaus beim, das in Luftlinie über 620 Meter ent- fernt, am Fuße des Windmühlberges (der Bremerhöhe bei Klautthal) 50 Meter tiefer lag. Offenbar war hier die Blitzaufschlag weniger durch die Höhenlage des Gegenstandes, als vielmehr durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt. Die Windmühle steht auf wasserarmer Anhöhe, ist durch trockene Erdschichten gegen das Grundwasser gleichsam isolirt; das für den Blitzaufschlag äußerlich weit unangünstiger gelegene Bergmanns- haus steht auf wasserreichem Boden, unmittelbar an einem Kunstgraben, der die Betriebswässer der Bergwer- ke ableitet.

Interessant sind nun weiter die Einblicke, die die Wirkungen des Blitzes in dem Hause über das Wesen der „alten“ und „heißer“ Blitzaufschläge geben. Der Blitz hatte sich über dem Hause jedenfalls zunächst in zwei Strahlen geteilt und die beiden Spornsteine als höchste und bestlei- tendste Punkte aufgesucht. Rauch ent- stieg ihnen nicht, denn das Gewitter war Nacht — und war dann in und außer dem Hause in drei Strahlen weitergegangen. Zwei hatten ihren Weg längs der vier Dachsparren genommen und sie bis ins Innere durchdringt in einzelne Feuer zerlegt, als wenn sie längere Zeit allseitig in schwerer Dampf- kammer bearbeitet hätte. Obwohl die Sparren aus dem trockensten Tannenholz bestanden, so waren nicht einmal schwarze, brandige Stellen an ihnen zu finden. Dann Dachrinne und Abfallröhre als will- kommene Leitung benutzend, war der Blitz an der einen Hausecke auf den Kopf eines Nagels in einem da- rüber stehenden Zaunpfahl hinüberge- sprungen und hatte auf seinem wei- teren Wege den nach dem Graben führenden Zaun und die Einfan- gensmauer des Grabens besichtigt.

Der dritte Strahl hatte im Hause eigentümliche, durch drucklose Spu- ren gekennzeichnete, gerade ge- richtete Verletzungen gemacht. Er zer- riss zunächst seinen guten Leiter, den Rauch, misstamm dem Spornstein, durchdrach eine fenstliche Zimmer- mauer, um zu dem jenseits stehenden eisernen Zimmerofen zu gelangen, wodurch er jetzt den Zimmerboden, wobei er erst ganz um den Ofen her- um wandern mußte, benutzte eine hölzerne Säule in der Fußwerts- wand, die doch als besonders schlec- ter Leiter gilt, zerbrach sie aber nur bis zur oberen Kante des verborgenen Rahmens eines hier hängenden Bil- des, das mittels dünner eisener Nägel und kleiner eisener Nägel ge-

gen das Auseinanderfallen geschäft war. Drähle, Nägel und Verpol- lung waren offenbar flüssig gemacht, zum Theil vollständig verbrannt. Nun war der Blitz vom Bilde ab in wackerer Richtung mitten durch das Zimmer gegangen — mer also mit Franklin glaubt, daß er bei einem Gewitter in der Mitte eines Zimmers am sichersten sei, konnte hier leicht falsche Erfahrungen machen — und durch ein einziges rundes Loch in der Fensterscheibe ins Freie geschlüßt. Offenbar war er aber, nach den unzähligen Löchern auf den Topfgewänden vor dem Fenster zu urtheilen, nicht in einem geschlos- senen Strahl durch das Zimmer ge- fahren, sondern in unzähligen Zeh- nstahlen, ähnlich wie der elektrische Funke zwischen den Polen einer Hol- schen Influenzmaschine nach Beset- zung der Leuchtener Flaschen, und hatte sich erst wieder zusammenge- zogen, als er den schlechten felsen Leiter (die Fensterscheibe) durchdrin- gen wollte.

Dieser Blitz hatte auf seinem Wege einen gewaltigen Luftdruck erzeugt, indem er z. B. Waapfannen auf- kippte u. s. w. Sämmtliche Berlei- nungen aus dem getroffenen Baue waren indessen unversehrt, nicht einmal betäubt, obwohl mehrere dersel- ben unmittelbar unter dem Dache, welches zuerst vom Blitzstrahl ge- troffen war, in ihren Verarbeiten ge- legen hatten. Kleine geröthete oder blaue Flecke auf den Gesichtern eini- ger Kinder rührten wohl mehr von den herumgeschleuderten Raik- und Ziegelstücken her; denn der Fuß- boden und die Betten waren mit Ge- steinsstücken und Holzsplittern förm- lich überzät und bei einem wenige Monate alten Kinde fand Prof. Hoppe noch Raikstücken in den trau- ren dunklen Haaren. In einer Ent- fernung von kaum einem Meter mußte der Blitzstrahl an den Köpfen von Mutter und Kind vorbeigefahren sein, da der dem Dache zunächst stehende Eschtopfen ihres Bettes ge- troffen und vollständig zerplittert war. Ein Federbett scheint danach während eines Gewitters ein ziemlich sicherer Aufenthaltort zu sein. Den üblichen „Schwefelgeruch“ hatten natü- rlich alle verspürt.

Gesündet hatte der Blitz auf seinem ganzen Wege eigentlich nur an einer einzigen Stelle, nämlich in dem vom Regen durchdrungenen Zaunpfosten. Professor Hoppe ließ sich den Kopf des Pfostens vorsichtig ablagen und fand außer dem erwähnten Nagel in seinem Innern noch einen zweiten, beide mit den Enden einander zuge- kehrt. Ihre Spitzen waren wegge- schmolzen und innenwärtig rings um die Spitze das Holz zu einem Hohlräume von etwa Faustgröße ausgehauen, während an den Köpfen das Holz mehr verlohrt war, so daß die Nagel ihre ursprüngliche Lage wiederhaben hatten. Der Blitz war also zwischen den Nagelenden, die ursprünglich 5 bis 10 Millimeter von einander ent- fernt gewesen sein mochten, wie zwi- schen den Kohlenstippen einer Vogen- lampe übergegangen. Hätte der Blitz auf seinem Wege die beiden Nagel nicht getroffen, so würde man ihn sicherlich in den kalten gezäh- lichen; er zündete aber sofort, als er in leicht entzündbaren Stoffen einge- bettete Metallmassen vorfand, letztere glühend und so geriegt machte, ihr Zeit zu entzünden. Mit vollkommener Sicherheit ließ sich bei diesem Blitzaufschlag bestimmen, daß nicht leicht brennbare Stoffe (sehr trockenes, in einzelne Fächer zerlegtes Strohholz), sondern glühende Eisenmassen (Nägel) den Anlaß zum Zünden gegeben hatten.

Offenbar waren auch die kleinen Eisenmassen an dem Bilde glühend gewesen, hatten aber die in ihrer Lage befindlichen Stoffe (dickes mit Kitt überzogenes Holz, Papier) nicht zu entzünden vermocht. Zündet der Blitz überhaupt nur auf diese Weise? Man müßte dann vorzüglich sein in der Verwendung von Eisenheilen in hölzernen Dachstuhl. Die Drähle, mit denen Strohdächer oft gebunden sind, ferner die Drähle, die die Ver- dachung der Deden halten, müssen durch ihre Schmelze beim Einschlagen die Feuergefahr sehr erhöhen. Viellecht ist auch für Getreidemä- schen auf dem Felde zufällig in dem Strahl verlorene kleine Metallmassen (Messer, Schlüssel u. s. w.) die eigen- tümlichen Brandstifter, indem gerade diese der Blitz aufsucht und glühend macht, so daß sie ihre Umgebung in Brand setzen.

Merkwürdig ist nun, daß der für das Bergmannshaus verhängnisvolle Blitzaufschlag sich 400 Meter tief durch den festen Erdbörper hindurch noch sehr unangenehm fühlbar machte. Unter dem Hause verläuft die sogenan- nte „tiefe schiffbare Wasserföhre“, durch welche die in den Bauen des Bergbaurates Grubenvereins gewonne- nen Erze in Rabnen fortgeschafft wer- den. Längs der Decke der Wasserföh- re ist ein 18 Millimeter dicker Des- rozierer Klammern besetzt. Des- voran im Boot stehende Schiffer erfaßt dieses Seil und zieht sich und damit auch das Boot fort. Damit die sich bewegenden Boote ohne Aufenthalt an den bestimmten Stellen die Schif- fer immer ihre Fahrgast innehalten; sie müssen also genau, um welche Zeit sie an den einzelnen Stellen der Föhre befinden.

Der glühende Nebenweig des

Wassers hatte, wie bemerkt, von den Nägeln in den Zaunpfosten ein Stück abgeschmolzen. Durch Ver- suchte leitens der Firma Siemens und Halske in Berlin hat Prof. Hoppe nun festgestellt, daß zur Schmelzung solcher Metallwerke die- ser Drahtnägel 200 Ampere gehören und daß der Strom 20,000 Volt Span- nung haben muß, um die Entfernung zu durchschlagen, in der sich die Nägel gegenüberstanden. Die Kraftleistung des Blitzes würde etwa, wenn er die Wirkung in einer Zehntel Sekunde vollführte, einer Arbeit von 64000 Pferdekraft entsprechen.

Schon in früheren Jahren wollten die Schiffer bei Gewittern, die sich über der „tiefen Wasserföhre“ ent- wickeln, beim Anlassen des Seils elek- trische Schläge empfangen haben. Ge- nau zu derselben Zeit, als der Blitz in das Bergmannshaus fuhr, erhielt nun sämmtliche Schiffer 365 Me- ter unter Tage beim Anlassen des Seils furchtbare Schläge, die bei Al- len die Glieder lähmten und für ein- nen Augenblick auch das Bewußtsein schwinden ließen. Die Frage, ob der Blitz unmittelbar von dem Hause das Seil erreicht hat, läßt sich bestimmt nicht beantworten, Professor Hoppe neigt mehr der Ansicht zu, daß mittel- bar durch sogenante Influenz elek- trische Spannungen herbeigeführt sind, die zum plötzlichen Ausgleit- lamen. Eine Beobachtung, die Prof. Hoppe später machte, spricht mehr für derartige Fernwirkung. Bei einem Ausfluge zur Befichtigung einer ober- irdischen Seilbahn, die Steine aus einem Kalksteinbruch durch die Luft nach der einige hundert Meter ent- fernten Kalkhütte befördert, ging in mindestens 5 Kilometer Entfernung ein Gewitter hernieder. In dem Augen- blick, als ein prächtiger Blitz aus der Gewitterwolke zuckte, erhielt aus der Begleitung Jemand, der die Hand auf das Laufseil gelegt hatte, einen heftigen Schlag wie von einer Leuchtener Flasche; hier konnte es sich nur um eine Inbutions- bzw. In- fluenzerscheinung handeln. Auch in elektrischen Beleuchtungsanla- gen macht sich öfters durch Fern- wirkung eine Einwirkung des Blitzes geltend, indem bei jedem Blitzaufschlag die Glühlücher für einen Augenblick erlöschen.

Bei den Fischkuffen.

Der Heerdenreichtum der wendischen Fischkuffen ist ein ganz außerordent- liches. Heerden von 3000 Stück gelten erst als auskömmlicher Besitz, etwa 8000 bedeuten Wohlstand, der reichste und auch einflußreichste Mann des Stammes, Amoroargin, besitzt gegen 40,000 Rennthiere, und einige seiner treuesten Anhänger können sich eines Besitzthandes von 20 — 25,000 Stück rühmen. Ihre ganze Sorge und Ar- beit widmen sie denn auch ihren Heer- den. Man liest darüber:

Die fünfzehn faulen Meile fügen und mühen sich unablässig um ihre Renn- thiere u. dabei schreit sie kein Umwetter, kein Hinderniß ab. Als uns auf un- serer Reize der Schneesturm überfiel, blieben nur wir mit den Weibern in den Zelten; alle Männer, den alten Amoroargin selbst nicht ausgerechnet, gingen hinaus und blieben bei den Thieren, und es war doch ein so dickes Wetter, daß man auf sechs Fuß Ent- fernung einen Menschen nicht mehr sehen konnte. Den ganzen Tag und die halbe Nacht hielten die Männer aus und kamen erst zurück, als das Wüthen des Sturmes nachgelassen hatte. Sie sagten: es sei sehr bedenklich, die Heerde bei so heftigem Wetter allein zu lassen, da dieselbe, wenn sie nicht den Hirten sähe oder sein Rufen nicht höre, leicht umher und rasch; bis sie zuletzt im wilden Rennen ganz sinnlos dahin- stürme und schließlich in irgend einen Abgrund hineinstürze und zu Grunde gehe.“

Aus eigener Beobachtung stellt Nap- heil den Fischkuffen das rühmliche Zeugnis aus, daß sie fast durchgängig sehr glückliches und friedfertiges Familienleben führen. Der Mann be- handelt seine Frau nicht als Sklav- in, sondern als Lebensgefährtin, mit der er die Freuden und die Beschwerden und Mühen des Lebens theilt. Die Art, wie er die diesem sibirischen Volkstamm die Ehe geschlossen werden, ist freilich nicht weniger als romantisch; man kann bei ihnen nur von einem Heirathsgeheiß sprechen. Die Braut muß vom Vater gekauft werden; der Kaufpreis wird aber nicht in Geld oder Goldschmuck geleistet, sondern in Arbeit. Der zukünftige Bräutigam tritt als Knecht in das Haus des zukünftigen Schwiegervaters und dient ihm in derselben Weise wie die übrigen Knechte. Ist das eine Zeit fortgegan- gen, so hat falls der zukünftige Herr der Maden oder ihrem Vater nicht passen sollte, der Lehrling dem jungen Manne unter irgend welchem Vorwande mitzutheilen, er sei seiner Dienste nun nicht mehr bedürftig, in welchem Falle Alles ein Ende hat. Duz er das nicht, so kann das Geheiß ehrenhafter Weite nur mit der Hochzeit schließen, wobei aber dem Vater zukommt, den Zeit- punkt der Hochzeit selbstständig festzu- legen.“

Unter allen sibirischen Volkstämmen ist derjenige der Fischkuffen der einzi- ge, der keine einheimische Obrigkeit kennt. Napheil erklärt diese merkwürdige That- sache zum Theil aus der Art und Weise, wie die Rennthierbesitzer leben, nämlich Jeder für sich und weit entfernt von einem nächsten Nachbarn; zum Theil aber auch aus der Thatfache, daß die

Fischkuffen von Anbeginn an der Nothwendigkeit überlassen waren, ihr Land gegen feindliche Nachbarn verteidigen zu müssen. Für gewöhnliche Fälle aber genügt dem vereinigten Le- benden der Nomaden die Gerichtsbarkeit des Familienoberhauptes. In der Auf- stellung und Verfassung des Viehbesitzes stimmen die Fischkuffen mit den übrigen sibirischen Volkstämmen überein. Derselbe gilt ihnen als reine Güterflache, und in Bezug auf den Schadenfall, den der Schuldige zu leisten hat, gilt noch immer das Thier als ehemaliger einziger Besitz, der wohl in Frage kom- men konnte. So will es der alte Brauch: für ein Bein ein Thier. Sind zwei Rennthiere, oder zwei Pferde, oder zwei Kühe getödtet worden, so müssen auch Rennthiere, oder Pferde, oder Kühe ersetzt werden, falls es gelingt, den Schuldigen zu ermitteln.

Zur Kennzeichnung der unglücklichen Abhängigkeit dieser Volkstämme gegen die harte Kälte wollen wir den Verfasser des Buches folgendes Gele- genheit selbst erzählen lassen. Er schreibt: „Während des Jahresmarktes machte einmal ein Gang durch die Zelte der Fischkuffen und sah vor einem dersel- ben zwei Weiber sitzen, die sehr eifrig mit irgend einer Schneiderarbeit be- schäftigt waren. Sie hatten allerlei geerbte Felle aus dem Schnee ausge- beutet und machen und schnitten dar- an. Dabei hatten sie der Bequemlichkeit wegen ihre Kleider herabgelassen und bantirten nach herum; es kam aber das Thermometer auf 30 Grad unter Null, und dabei wehte noch ein harter Wind. Ich äußerte dem Dolmetscher gegenüber meine Verwunderung über die leichte Kleidung, worauf die Weiber ihn folglich fragten, was ich gesagt hätte, und dann, als er ihnen geant- wortet, laut aufschrien und sofort in ihre Kemetz fuhren. Ich konnte aus seiner Art zu sprechen sehr wohl erken- nen, daß er ihnen den Sinn meiner Worte durchaus nicht richtig verdo- lmetst, sondern ihnen erklärt habe, es schäme sich nicht, vor einem Beamen un- bedeckt zu erscheinen. Dabei liest ich ihnen vor, was sie sagten, und sie sagten, wie sie Toilette machten; ich hatte nur befürchtet, sie könnten frieren. Darauf erfolgte ein neuer, sehr harter Nachschnee, sie ließen folglich wieder ihre Kleider herunter und nähten dann nach weiter.“

Bei dieser Jahresmarktsgelagenheit nahm Napheil mit einem Kollegen an einem „Gastmahl“ Theil, das der schon erwähnte reiche Heerdenbesitzer des Landes, Amoroargin, an seinem Zeit veranfaßte. Die einheimischen Gäste sprachen dabei tüchtig dem Brann- wein zu, und wenn einer von ihnen merkte, daß ihm die Junge schwer wurde, verschwand er plötzlich aus dem Zelt, um nach geraumer Zeit zurückzukehren, offenbar in viel besserer Verfassung. Wie der Galther in der Hitze des sehr lebhaften Wortgehebes einem der Gäste zum höchsten Ergöhen der übrigen Ge- geborenen mit einem jeden Anblicke einen tüchtigen Hieb über den Schadel versetzte, hielten Napheil und sein Col- lege es doch für gerathen, die jetzt etwas gefährliche Gesellschaft der Fischkuffen zu verlassen. „Es war draußen heller Mondenschein, so daß wir deutlich ein sonderbares Schauspiel beobachten konnten. Auf dem Schnee lagen einige der Gäste; sie hatten ihre Felldecken ausgezogen, das die Oberkörper bis zur Hälfte vollkommen nackt waren, und rollten sich in dieser Toilette auf dem Schnee herum, wobei sie mitunter mit den Köpfen tief in den nebenan zu Haufen aufgeworfenen Schnee ließen. Auf unsere Frage erklärten sie uns, das sei ein vortheilhaftes Mittel, sich der überflüssigen Hitze und der Brann- weinwunde zu entziehen. Sie hatten das im Verlauf des Abends schon einige Male gethan und sich auf diese Weise immer wieder aufgefrischt, wenn ihnen der geöffnete Trunk zu mächtig zu werden begann.“

Tableau. Vertediger: 410 am Dienstag den Zehnten, gingen Sie zu dem Angeklagten? Zeuge: Ja wohl! Vertediger: Und was sagte er denn?

Der Staatsanwalt erklärt diese Frage für unzulässig. Es entfällt eine große Debatte über und wider, die sich zwei Stunden lang hinziehet. Der Gerichtshof zieht sich zur Beratung zurück. Nach einer weiteren Stunde kommt er wieder und erklärt die Frage für zulässig.) Vertediger: Also, was sagte damals der Angeklagte zu Ihnen? Zeuge: Er war nicht zu Hause!

Schlechter Liebes- dienst. Ein junger Arzt ging kürz- lich mit seinem Freunde in den her- lichen Promenaden eines stark besuch- ten Baderorts spazieren. In einiger Entfernung kam ihnen eine hübsche junge Frau entgegen. Als diese der Arzt erblickte, schlug er schnell einen Seitenweg ein, auffallend genug, daß der Freund wohl merkte, es gälte, der jugendlichen Schönheit aus dem Wege zu gehen. „Was hast du das? fragte er den Arzt. „Ich habe ihnen etwas bejahrten Gatten beobachtet.“ „Und da hastest du wohl das Un- glück, ihn sterben zu lassen?“ „Wenn es das wäre“, erwiderte der Arzt, „gerettet habe ich ihn!“

Falsch ge- d. Souffleur: Herr Ritter, ein Pilger, der für sich steht, läßt Euch grüßen! Schauspieler: Herr Ritter, ein Pil- ger, der ein Verlaß steht, läßt Euch trüben!